

König Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740) - Vater des preußischen Staatsgedankens

Als Friedrich Wilhelm seinem Vater nachfolgte, hatte er ein fertiges Reformkonzept, das er unbeirrt und hartnäckig durchsetzte. Traf er auf Widerstand oder vermutete er ihn, griff er hart und unerbittlich durch. Als absoluter Monarch fühlte er sich nur Gott Verantwortlich: Auf Grund seiner pietistischen Frömmigkeit nahm er es mit dieser Bindung aber bitter ernst. Höfische Repräsentation und Kultur bedeuteten ihm nichts, und so stellte er sich gegen vieles, was seine Eltern hochgehalten hatten. Bei seiner Thronbesteigung reduzierte Friedrich Wilhelm I. den Hof energisch. Viele Würdenträger und Bedienstete wurden entlassen, den anderen die Gehälter drastisch vermindert. Das Ansehen des Militärs in der Rangordnung wurde erhöht, das Heer wesentlich vermehrt. Die Paradedruppen wurden abgeschafft. „In Brandenburg-Preußen hielten Disziplin und Askese, Strenge und Nüchternheit ihren Einzug“, so der Historiker Gerhard Oestreich.

Friedrich Wilhelm bemühte sich, seinem gleichnamigen Großvater nachzueifern. Ähnlich wie dieser fühlte er sich von holländischem Wesen angezogen. Potsdam, das von nun an bis 1945 ständiger Wohnsitz der Hohenzollern wurde, verdankt ihm seine - von den Kommunisten teilweise zerstörten - an Holland gemahnenden Eigentümlichkeiten: Kanäle, Brücken, Backsteinhäuser, den hohen Turm der Garnisonkirche mit dem Glockenspiel. Unter Gichtschmerzen malte er in holländischer Manier Ölbilder: meist Porträts seiner Soldaten. Er schrieb darunter: „in tormentis pinxit“ (unter Qualen gemalt).

Schon in seiner Kronprinzenzeit kümmerte er sich um Details und Bestand auf genauer Ausführung seiner Befehle. Im Exerzieren seiner Soldaten ging er bereits damals neue Wege der Ausbildung und wurde zum sachkundigen Militär.

Als Achtzehnjähriger heiratete er Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover, die ihm 14 Kinder schenkte, darunter als ersten überlebenden Sohn Friedrich den Großen. Auch wenn man nicht den durch Hass auf den Vater getrüben Erinnerungen seiner ältesten Tochter Wilhelmine von Bayreuth folgen kann, wird man doch zugeben müssen, dass es in dieser Ehe bei aller treuen Zuneigung erhebliche Spannungen gab. Die Hofhaltung der Königin im Schloß Monbijou am Rand des damaligen Berlin versuchte den höfischen Stil zu pflegen, soweit der König es finanziell zuließ. Er selber lebte puritanisch-bürgerlich und fand sein Hauptvergnügen im Tabakskollegium und auf der Jagd. Das Tabakskollegium war eine Männergesellschaft, die beim Bier kameradschaftliche, lautstarke Geselligkeit pflegte.

Man hat den Soldatenkönig nicht grundlos als Tyrannen geschmäht, dabei aber die wirkliche Tragik des Königs übersehen. Um Brandenburg-Preußen zu einem unabhängigen Staat, zu einer Königsmacht zu erheben, mussten alle Kräfte konzentriert werden. Die Steigerung der Einkünfte, um das Heer unabhängig von ausländischen Zahlungen zu halten, erschien wichtiger als kulturelle Blüte und persönliches Glück. Der Untertan wurde in den Dienst des Staates gezwungen, wobei der König nicht davor zurückscheute, selbst den Krückstock zu schwingen. Schonungslos wurden individuelle Neigungen unterdrückt, um den Dienst am Staat zu erzwingen. Was er selbst als hervorragender Fachmann in militärischen Dingen, in der Verwaltung und Ökonomie erkannt hatte, was er sich auch als Glück für den Einzelnen in der Tiefe seines reichen Gemüts ersehnte, was er als Christ gläubig erhoffte, vermochte er so gut wie gar nicht an andere Menschen weiterzugeben.

Sein kongenialer Sohn war einer der wenigen, der nach schrecklichen Auseinandersetzungen das innere Wollen des Vaters begriff. Was er wünschte, musste pünktlich, exakt und „ohne zu resonieren“ ausgeführt werden. Immer wieder findet sich in seinen Erlassen das Wort „cito“ oder „citissime - „schnell“, „auf das Allerschnellste“. Es wurde hart kommandiert und durchgegriffen, so dass er zu Lebzeiten mehr gefürchtet als geliebt wurde. Um ihn recht zu verstehen, bedarf es wohl eines einführenden Dichters wie Jochen Klepper, der ihm in seinem Roman „Der Vater“ ein würdiges Denkmal setzte.

Friedrich Wilhelm I. war ganz seiner Aufgabe hingegen, aus einem rückständigen, armen Land einen modernen Staat zu machen. Dieses Ziel beschäftigte ihn rastlos von früh bis spät, trieb ihn als

allgegenwärtigen König auf Dienstreisen durch sein Land. Er erlaubte es sich nicht, sieht man von seiner Verbindung zu den Stillen im Lande, den Pietisten, ab, sein wahres Wesen anderen zu enthüllen. Friedrich Wilhelm I. litt an seiner Aufgabe, er litt aber auch an körperlicher Überanstrengung sowie an der schmerzhaften Gicht. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, ausgedehnte Parforcejagden und in erster Linie Überanstrengung bei der Regierungstätigkeit haben ihn früh verbraucht. Reizbar, von manchen seiner Mitarbeiter bitter enttäuscht, von Schmerzen geplagt, spürte er selbst, wie er wider seinen Willen seinen Nächsten und vielen Untertanen zur Last wurde.

Friedrich Wilhelm I. war ein kindlich-gläubiger Mann. Er kannte die Bibel und lebte mit ihr, er war kein Pharisäer und kein Mucker. Sein Wesen zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Begrüßung der um ihres lutherischen Glaubens willen vertriebenen Salzburger im Potsdamer Schloßhof 1732. Der König sang mit ihnen Choräle, befragte sie über ihren Glauben und teilte ihnen seine eigenen Erkenntnisse mit. Er war so bewegt, dass ihm Tränen die Backen herabrollten, und sagte: „Ihr sollt's gut haben, Kinder, ihr sollt's gut haben“. Kaum je ist ein königliches Versprechen mehr gehalten worden als dieses!

Sein Königsamt verstand er als Auftrag Gottes. An Gottes Stelle und in seinem Sinn wollte er regieren und wusste doch, dass er als Sünder irren musste. Er litt unter diesem Zwiespalt und erkannte, dass nur Gottes Gnade ihn retten konnte. Er ordnete an, dass die Geistlichen nach seinem Tode über das Pauluswort: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“ predigen sollten. Von modernen Despoten unterschied sich Friedrich Wilhelm I. grundlegend. Denn wer da sagt „man muss dem Herrn mit Leib und Leben, mit Hab und Gut dienen und alles dransetzen als die Seligkeit; die ist vor Gott, alles andere muß mein sein“, stellt zwar harte Forderungen, grenzt sie aber entscheidend ein. Die Autorität Gottes bricht alle irdische Befehlsgewalt.

Zu Recht trägt Friedrich Wilhelm I. den Beinamen „der Soldatenkönig“. Brandenburg-Preußen war zunächst ein Staat wie alle anderen auch. Lediglich die Person und die Leistungen des Großen Kurfürsten hoben es aus der übrigen Staatenwelt heraus. Das spezifisch Preußische bildete sich besonders unter Friedrich Wilhelm I. heraus. Preußens „größter innerer König“ - so nannte ihn in der Zeit der preußischen Reformen schon Theodor von Schön - legte die dauernden Grundlagen des preußischen Staates. In der Bilanz, die er bei der Thronbesteigung 1713 zog, musste ihm das preußische Militär als einziger positiver Posten erscheinen. Die Armee war intakt und hochwertig, während die ökonomischen Zustände durch die verheerende Pest in Ostpreußen und die Misswirtschaft darniederlagen. Auch in den Augen des neuen Königs brauchte Preußen als Land der überall gefährdeten Grenzen eine starke Armee; er sah aber auch die damit verbundenen Übel: Um das Militär zu unterhalten, war die eigene Wirtschaft zu schwach. Es musste deshalb von fremden Mächten bezahlt und gelegentlich sogar mehr zu deren als zum eigenen Nutzen eingesetzt werden. Die Überlegung des Königs ging nun dahin, dass der Wiederaufbau des Staates vom besten Sektor des Staatswesens, der Armee, auszugehen habe und diese auch wirtschaftlich auf eigenen Beinen stehen müsse. Dabei soll nicht übersehen werden, dass sich der König schon als Knabe für das Militär begeisterte und insofern der Neuanfang nicht nur vernunftmäßiger Überlegung, sondern auch persönlicher Neigung entsprach. Um das umfangreiche Heer bezahlen zu können - und die Mittellage Preußens machte ein starkes Heer notwendig, wenn man überhaupt politisch mitsprechen wollte -, war eine wirtschaftliche Umstellung geboten. Einheimische Schafwolle, das wichtigste Exportprodukt, durfte nicht mehr als Rohprodukt exportiert werden, sondern war im Lande zu verarbeiten. Ausländische Tuche durften nicht mehr eingeführt werden. Die heimische Landwirtschaft wurde durch Schutzzölle und ein Einfuhrverbot für fremdes Korn geschützt. Das galt jedenfalls für Jahre mit guten und ausreichenden Ernteerträgen.

Durch massiven staatlichen Einfluss auf die Wirtschaft wurde die Verarbeitung einheimischer Rohstoffe gefördert. Dabei legte der König besonderen Wert auf die Qualität der Produkte. Unnachgiebig und streng verfolgte er Faulenzerei, Puscherei und das damals übliche „Feiern“ der Handwerker, Arbeiter und Bauern etwa am „blauen Montag“. Damit erhöhte sich die Produktivität der einheimischen Wirtschaft. Darüber hinaus wurden durch Friedrich Wilhelm I. Maßstäbe gesetzt, die uns seitdem als „preußische Tugenden“ bekannt geworden sind.

Der Bedarf des Heeres an Tuchen und Nahrung wirkte als Schwungrad der Wirtschaft. Dadurch, dass

teure Importe für den Heeresbedarf entfielen, und durch die Reduzierung der prächtigen Paradedruppen seines Vorgängers gelang es dem König, die Kosten für das Heer zu verringern. Schon zu seiner Zeit kriedete man es ihm übel an, dass er das dadurch freigewordene Geld zur Vermehrung der Armee benutzte. Im Gegensatz zu heute waren die Waffen nicht der kostspieligste Teil der Rüstung. Die preußischen Waffen blieben waffentechnisch im ganzen achtzehnten Jahrhundert im Wesentlichen gleich, nur der Verschleiß, besonders in Kriegszeiten, war zu ersetzen. Teuer war die Kleidung, die Verpflegung und die Unterkunft der Soldaten. Dafür jedoch sorgte man nun aus eigener Kraft.

Der Soldatenkönig trug seit 1720 ständig Uniform und wirkte damit stilbildend für die Monarchen bis zum heutigen Tag. 1718 kam es zu einem äußerlich ablesbaren Stilbruch in den Uniformen. Schmückendes Beiwerk wurde nun nicht mehr eingestickt, sondern nur noch aufgesetzt, um den Rock wenden zu können. Prunkröcke und Perücken verschwanden. Die neuen Uniformen benötigten weniger Stoff. Jedes Jahr erhielt die Armee - als einzige in Europa - neue Uniformröcke. Die nur kurze Zeit getragenen Uniformen wurden nach dem Weiterverkauf an die Zivilisten zur Volkstracht. Die Verstärkung des Heeres - 1740 verfügte Preußen über achtzigtausend Mann und damit über das viertstärkste Heer Europas - hatte einschneidende soziale Auswirkungen. Der König führte für nachgeborene Bauernsöhne und Kleinbürger die Wehrpflicht ein; die Erinnerung an die alte Pflicht zur Verteidigung des Landes war noch nicht erloschen. Wenn manche Historiker meinen, dass die Wehrpflicht die Abhängigkeit erhöht hätte, weil der Bauernsohn der von zu Hause gewohnten Junkerherrschaft nunmehr beim Kommiss mit seinen adeligen Offizieren wieder begegnete, dann ist eher das Gegenteil richtig. Dadurch, dass adlige Untertanen als Wehrpflichtige dem König unterstanden, wurden die Bauern vom Gutsherrn unabhängig. Die Erbuntertänigkeit wurde durchbrochen. Denn nach dem Grundwehrdienst, der ein bis drei Jahre dauerte, blieb der Soldat zehn Monate zu Haus und leistete nur in den zwei Exerziermonaten im Frühjahr seine Reserveübungen ab. Gerichtsstand und Personalbehörde blieb das Regiment, die Männer blieben rechtlich Soldaten. Der Untertan des Adligen wurde zum Mann des Königs. Damit war die Macht des Adels grundlegend erschüttert. Aus der höchst lästigen Werbung im Inland, die im Ausland weiterging, war eine Art von Bauernbefreiung auf Umwegen geworden.

Der Adel wurde für seine nachgeborenen Söhne auf die Offizierstellen verwiesen. Der preußische Adel rechnete es sich bald als Ehre an, des Königs Rock zu tragen. An kargen Lebensstil war man zumeist derart gewöhnt, dass der geringe Sold kaum jemanden abschreckte. Junkerliche Allüren spielten keine Rolle. Die Offiziersstellen blieben zwar im Allgemeinen dem Adel vorbehalten, aber der Adel stand fest im königlichen Dienst, es war keine königliche, keine Junker-Armee. Die Gründung des Kadettenkorps für den Offiziersnachwuchs bot dem Adel die Möglichkeit einer kostenlosen, standesgemäßen Erziehung mit der Aussicht auf eine Offiziersstelle.

Unter den im Ausland Geworbenen, die dauernd Dienst taten - auch wenn die Wehrpflichtigen daheim waren -, fanden sich überwiegend Gutwillige. Fünf bis zehn Prozent bestanden aber aus Hergelaufenen, die allein mit Methoden zu bezwingen waren, wie man sie heute vergleichsweise noch in der französischen Fremdenlegion findet. Die Zustände im preußischen Heer sind uns einseitig überliefert worden. Das schriftkundige städtische Bürgertum, bei dem die ausländischen Soldaten im Quartier lagen, nahm an jenen oft bedenklichen Elementen Anstoß. Ferner haben zwangsmäßig geworbene Gebildete über ihre Armeezeit nicht ohne Recht geklagt. Das in jedem Schulbuch abgebildete und verdammte „Spießrutenlaufen“ war eine Strafe der Militärjustiz für Fahnenflucht. In allen vergleichbaren Armeen wurden ergriffene Fahnenflüchtige ohne Federlesens erschossen. Beim Gasselaufen gab es immerhin eine Chance, sein Leben zu retten.

Der Soldatenkönig führte mit Hilfe seines Freundes Fürst Leopold von Anhalt-Dessau ein neues Exerzierreglement ein, das eine wichtige Voraussetzung für den exakten Einsatz des Heeres in der Schlacht war. Große Leute wurden bei der Werbung bevorzugt, weil sie ein weitreichendes Gewehr mit langem Lauf schneller laden konnten. Hier lag auch ein sachlicher Grund für die sonst persönlicher Vorliebe entsprungene Potsdamer Riesengarde (die übrigens alle militärischen Verbesserungen erproben musste). Durch scharfen Drill erreichte man auch, dass die Preußen schneller als die Soldaten anderer Armeen schießen konnten. Um all dies kümmerte sich der König

persönlich.

Wenn immer wieder betont wird, dass siebzig Prozent des Staatshaushaltes für das Militär ausgegeben wurden, übersieht man meistens, dass zwei Drittel der Einnahmen von den Ständen ausdrücklich für das Heer bewilligt worden waren, und vergisst, dass die Soziallasten von der Kirche, von den Grundherren und Städten getragen werden mussten, dass die Kirchen und Schulen für ihren Unterhalt eigenes Vermögen hatten und die niedere Verwaltung in den Händen der Gemeinden und Gutsbesitzer lag. Bedenkt man diese wesentlich andere Verteilung der Lasten, so stellt man überrascht fest, dass, der preußische Militärstaat lediglich ein Drittel seiner Einnahmen für die Verteidigung ausgab. Dieses Drittel allein kann Vergleichsmaßstab zu den heutigen Verteidigungslasten sein.

Mit dem gleichen Recht, mit dem man Friedrich Wilhelm I. den „Soldatenkönig“ nennt, könnte man ihn „Bürgerkönig“ nennen. Die Behördenorganisation hat Friedrich Wilhelm I. eigenhändig in seinem Jagdhaus Schönebeck in der Schorfheide, dem beliebten hohenzollernschen Jagdrevier nördlich Berlin, entworfen. Danach entstand eine neue oberste Verwaltungsbehörde, das Generaldirektorium. Es hatte die gesamte innere und finanzielle Verwaltung zu lenken. Selbstverständlich entschied der König alle wichtigen Dinge selbst und behielt die Fäden in der Hand.

Preußen wurde aus dem Kabinett des Königs heraus regiert, in dem der König von früh auf emsig und unermüdlich wirkte (mit Ärmelschonern, um die Uniform nicht zu strapazieren). Die Ordnung der Zentrale wurde auch auf die Provinzen übertragen, in denen „Kriegs- und Domänenkammern“ entstanden. Sie waren für Steuern und Domänen in Land und Stadt zuständig. Als wahrer Bürgerkönig verordnete Friedrich Wilhelm I. 1717 die allgemeine Schulpflicht für Mädchen und Jungen. Sie wurde in den nächsten Jahrzehnten konsequent auch in entlegenen, armen Dörfern durchgesetzt. Der König selbst inspizierte beispielsweise bei Arnswalde (Neumark) solche Schulen. Der Staat half bei der Finanzierung. Preußen wurde der erste bedeutende Flächenstaat, der die allgemeine Schulpflicht einführte (Frankreich 1880, Großbritannien 1882, Rußland 1930). Warum spielt dieser entscheidende Fortschritt in der Debatte über Preußen keine Rolle?

Mit der neuen Organisation und den neuen Beamten, mit denen er sich umgab und von denen er hohe Leistungen erwartete, hatte der König Erfolg. Die auf den umfangreichen Domänen, etwa einem Drittel der landwirtschaftlich genutzten Fläche, lastenden Schulden wurden abgelöst.

Durch Ankauf verschuldeter Rittergüter erhöhte er den staatlichen Anteil am Boden als dem damals mit Abstand wichtigsten Produktionsfaktor. Die Einkünfte aus den Domänen stiegen während seiner Regierungszeit von 1,8 auf 3,3 Millionen Taler. Domänen wurden grundsätzlich nur an bürgerliche Pächter vergeben, während die Rittergüter dem Adel vorbehalten wurden. Das Los der Bauern auf den Domänen wurde vom König wesentlich erleichtert. Die Frondienste - die Leistungen der Bauern für die Landwirtschaft der Domänen - wurden herabgesetzt, das Prügeln der Bauern verboten.

Der preußische Staatshaushalt unter Friedrich Wilhelm I. vermied Schulden. Hier wie überall galt es, ein „Plus zu machen“. Das war auch damals durchaus ungewöhnlich und erregte in Europa Aufsehen. Der König legte einen Staatsschatz an. Bei seinem Tod 1740 hinterließ er acht Millionen Taler, die im Keller des Berliner Schlosses lagerten. Der gesamte Staatshaushalt musste mit sieben Millionen Talern Einnahmen auskommen, davon kam fast die Hälfte aus den Domäneneinkünften. Von den Ausgaben brauchte die Armee fünf Millionen Taler. Der Rest musste für die ganze Staatsverwaltung genügen, der Überschuss kam in den Staatsschatz. Der König selbst beschränkte sich für seine Hofhaltung auf 52.000 Taler.

Auch bei den Beamten bevorzugte Friedrich Wilhelm I. Landeskinder. Um Korruption und Vetternwirtschaft auszumerzen, wurde die Oberrechnungskammer in Potsdam gegründet. Sie ist der mit freilich weit größeren Rechten ausgestattete Vorläufer des heutigen Bundesrechnungshofes. Es gehörte zum Wesen des durch Friedrich Wilhelm I. geschaffenen preußischen Militärstaates, dass militärische Formen und Anschauungen auf den zivilen Bereich übertragen wurden. In die Amtsstuben zog mit ehemaligen Militärbeamten, die in die zivile Verwaltung übernommen wurden, vor allem aber dank des königlichen Kommandostils ein militärischer Ton ein. Disziplin und klare Unterordnung erwiesen sich einerseits bald als immenser Vorzug preußischer Verwaltung. Barsche Behandlung der Bürger von oben herab machte einerseits die preußischen Beamten außerhalb der Grenzen des Königreichs vielfach unbeliebt. Strenge Sachlichkeit, Pflichterfüllung, Ordnung,

Pünktlichkeit, Sparsamkeit und Bescheidenheit waren durchaus bürgerliche Tugenden, die Friedrich Wilhelm I. seinen Soldaten und Beamten vorlebte und die bis heute als vorbildlich gelten.

Mit Hilfe der Beamten betrieb der Soldaten- und Beamtenkönig sein großzügiges Siedlungswerk. Dabei ist besonders an das „Retablissement“, den Wiederaufbau Ostpreußens zu denken. Hier wurden im Nordosten der durch die Pest entvölkerten Provinz die 20.000 vertriebenen lutherischen Salzburger angesiedelt. Ähnlich wie zur Zeit Herzog Albrechts von Preußen entstand eine ganze Reihe neuer Städte, darunter Gumbinnen. „Preußen (gemeint ist Ostpreußen) frisst mir auf“, seufzte der König einmal.

Aber seine unermüdliche, aufreibende Arbeit hat sich gelohnt und hat ihm, sieht man vom Kronprinzen und den Salzburgern ab, zwar kaum die Dankbarkeit der Zeitgenossen, aber doch diejenige der Nachgeborenen eingebracht.

Für die gewundenen Wege der Außenpolitik war dieser König ungeeignet. Er konnte dort keine Lorbeeren sammeln. Militärisch knappe Anordnungen fruchteten hier nichts, und sein empfindliches Gewissen verbot ihm, kriegerische Mittel einzusetzen. Im politischen Testament von 1722 überließ er es dem Nachfolger, die berechtigten Erbansprüche seines Hauses, er dachte da vor allem an Berg und Jülich, „herbeizuschaffen“. Weiter heißt es dort: „Betet zu Gott und fangt nie einen ungerechten Krieg an, aber wozu ihr ein Recht habt, davon lasset nicht ab, denn gerechte Sachen wird Gott segnen, aber ungerechte Sachen wird Gott verlassen, dessen seid versichert... Aber mein lieber Nachfolger, ich bitte euch, keinen ungerechten Krieg anzufangen denn Gott hat ungerechte Kriege verboten und Ihr müsst immer Rechenschaft ablegen für jeden Menschen, der in einem ungerechten Krieg gefallen ist. Bedenke, dass Gottes Gericht scharf ist.“

Immerhin gewann Friedrich Wilhelm I., als der Stern König Karl XII. von Schweden gesunken war, endlich die pommersche Hauptstadt Stettin, sowie Vorpommern bis zur Peene und die Inseln Usedom und Wollin (1720). Damit war ein Ziel erreicht, das noch auf die askanischen Markgrafen von Brandenburg zurückging. Die Zurückdrängung Schwedens aus Deutschland war aber mehr das Werk der anderen am Nordischen Krieg beteiligten Mächte als dasjenige Preußens.

Während einer Reise durch Süddeutschland versuchte Kronprinz Friedrich am 4. August 1730 dem König und seinem Dienst zu entfliehen. In Steinsfurt bei Sinsheim nahe Heidelberg, wo sich diese Begebenheit zutrug (heute befindet sich dort ein sehenswertes kleines Museum für Friedrich den Großen: „Das Lerchennest“), war damit der Höhepunkt des klassischen Kronprinzendramas erreicht. Während der König zu Österreich neigte und eheliche Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern kaiserlicher Gesinnung wünschte, hatte sich die Königin in den Kopf gesetzt, ihre älteste Tochter Wilhelmine und den Kronprinzen mit englischen Königskindern zu verheiraten. Der Kronprinz litt besonders unter der erniedrigenden Behandlung und dem barschen Wesen des Königs, der in seinem Sohn alles das verkörpert sah, was er bekämpfte. Friedrich Wilhelm I. scheute nach dem Fluchtversuch - wie schon früher - nicht davor zurück, seinen Sohn mit dem Stock zu traktieren und dachte daran, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Um Friedrich die ganze Schwere seiner Fahnenflucht, auf der die Todesstrafe stand, deutlich zu machen, ließ er seinen Mitverschworenen, den Gardeleutnant Hans Hermann von Katte, unter dem Fenster des Kronprinzen in Küstrin enthaupten. Ganz auf sich allein gestellt, bildete sich in der folgenden Zeit der Bedrängnis bei Friedrich eine Zähigkeit und Beständigkeit heraus. Alles unreife Wesen fiel von ihm ab. Friedrich Wilhelm I. sorgte für eine sorgfältige Ausbildung des Sohnes bei der Kriegs- und Domänenkammer der Neumark, nachdem er einige Monate strenger Haft mit Haltung überstanden hatte. Schließlich nahm er ihn, nachdem der Kronprinz sich 1733 dem Wunsch des Vaters nach der Eheschließung mit der frommen und bescheidenen, aber charaktvollen Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gebeugt hatte, wieder in Gnaden an.

Zwei Tage vor seinem Tode ordnete der Soldatenkönig an: „Soll 14 Tage darauf in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt gehalten werden, und zwar über den Text: ich habe einen guten Kampf gekämpft etc., über welchen Text des Vormittags gepredigt und das Lied, Wer nur den lieben Gott läßt walten..., gesungen wird. Von meinem Leben und Wandel, auch Facta und Personalia soll nicht ein Wort gedacht, dem Volk aber gesagt werden, dasz ich solches expresz verboten hätte, mit dem Beyfügen, dasz ich als ein groszer und armer Sünder stürbe, der aber bey Gott und seinem

Heiland Gnade gesucht; überhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.“

Sein großer Sohn aber schrieb in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ über ihn: „Er arbeitete an der Wiederherstellung der Ordnung in Finanzwirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege und Heerwesen. Denn diese Gebiete waren unter der vorangegangenen Regierung gleichermaßen verwahrlost. Er besaß eine arbeitsame Seele in einem kraftvollen Körper. Es hat nie einen Mann gegeben, der für die Behandlung von Einzelheiten so begabt gewesen wäre. Wenn er sich mit den kleinsten Dingen abgab, so tat er das in der Überzeugung, dass ihre Vielheit die großen zuwege bringt. Alles, was er tat, geschah im Hinblick auf das Gesamtbild seiner Politik. Er strebte nach höchster Vervollkommnung der Teile, um das Ganze zu vervollkommen.“

Prof. Dr. Wolfgang Stribrny, 1935-2011, 1964 bis 1974 Studienleiter an der Evangelischen Akademie Hofgeismar, von 1974 bis zum Ruhestand 2000 Professor der Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Flensburg. Präsident des Preußeninstitutes, Sprecher des Zollernkreises, Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft zur preußischen Geschichte, Schriftleiter der Zweimonatszeitschrift „Erbe und Auftrag“.